



DIRK
KURBJUWEIT

NACHBEBEN

ROMAN

NACH
BEBEN

 PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2025 Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60408-2

www.penguin-verlag.de

Für Jonas

1

Einmal in meinen vielen Jahren durfte ich erleben, wie aus einer Erdbebennacht eine Liebesnacht geworden ist, eine Liebesnacht mit Folgen. Mir bedeutet das viel, weil es mich ärgert, dass wir von den Regungen unseres Planeten allein die Zahl der Toten erinnern. Aber Erdbeben sind mehr als Heimsuchungen der Menschheit. Im besten Fall stiften sie Glück, Liebe, eine Ehe.

Es war der 22. Juni 1989, 22.54 Uhr MEZ. Ich weiß das, weil hier oben nichts verloren geht. Wir von der Dr. Albert von Reinach'schen Erdbebenwarte auf dem Kleinen Feldberg registrieren alles, wir führen ein Archiv, das vollständig ist. Es war, für deutsche Verhältnisse, ein starker Erdstoß, eine Magnitude von vier auf der Gutenberg-Richter-Skala.

Wir lagen im Nebel, auch das weiß ich noch. Selbst wenn ich mich nicht so genau erinnern würde, könnte ich mit diesem Satz kaum etwas Falsches behaupten. Wir haben hier zweihundert Nebeltage im Jahr. Die Wolken mögen uns, sie mögen den Kleinen Feldberg im Taunus, sie verweilen gern, bevor sie nach Frankfurt weiterziehen. Wir hassen sie dafür. Jeder hier oben hat seine Stunden, in denen er die Wolken hasst. Zweihundert Nebeltage sind

nicht leicht auszuhalten. Man merkt sie uns an, fürchte ich. Aber warum rede ich immer noch im Plural? Ich bin allein seit ein paar Wochen, seit Konrad und Charlotte nicht mehr leben. Es ist noch stiller hier ohne die beiden. Aber keine Sorge, es geht mir gut. Ich bin glücklich auf 825 Metern über dem Meeresspiegel, trotz des Nebels, trotz der Einsamkeit. Ich weiß, dass ich nicht mehr lange allein sein werde. Bald kommt Zuwachs, ein Möbelwagen, Menschen, Stimmen. Wir werden wieder eine nette, kleine Gemeinschaft sein, eine Familie vielleicht.

Um halb elf hatte Lorenz das Licht ausgemacht, eine halbe Stunde nach seiner Mutter. Hier sind immer alle früh schlafen gegangen, außer mir. Was soll man auch tun in der Nacht? Bei uns gibt es nur den Wald und den Nebel. Man ist froh, wenn der Schlaf früh kommt und lange bleibt. Für mich hat das allerdings nie gegolten. Ich schlafe wenig. Ich verpasse es nicht gern, wenn die Erde bebt. Ich will die Ausschläge sehen, Primärwelle, Sekundärwelle, ich will die Entfernung messen, will genau beobachten, wenn sich unser Planet schüttelt. Hundertfünfzig Erdbeben der Magnitude drei und mehr gibt es weltweit jeden Tag, die allermeisten richten keinen Schaden an. Man dämonisiert Erdbeben, wie man alles dämonisiert, was sich nicht einfügt in die ewige Jagd nach dem Glück oder dem Geld, was so vielen dasselbe zu sein scheint.

Also, sie schliefen, und ich schlief nicht. Ich saß in meinem Haus, einem schönen, wenn auch verwitterten Haus aus braunrotem Holz, und schaute auf das weiße Papier, das endlos und träge vor mir abrollte. Es war still, die Erde schlief wohlverdient, ist sie doch strapaziert und geschunden wie kein anderer Planet. Soll sie ruhen. Die Pause sei ihr vergönnt, auch wenn es dann nichts zu sehen und zu messen gibt für den alten Luis, der manchmal einnickt in diesen Pausen, und das kam früher nicht vor. Ich bin ein Greis geworden.

Ich sah hinüber zum Haus des Hausmeisters, das nur zwanzig Meter entfernt steht, weshalb ich es auch in den meisten Nebel-
nächten sehen kann. Es braucht schon schwarze Wolken, um mir diesen Blick zu nehmen. Wie verloren ich mich dann fühle, wie abgeschnitten und allein. Gott behüte mich vor den schwarzen Wolken. Es sind meine schlimmsten Stunden. Bei leichtem Nebel, wie in jener Nacht, sehe ich das Haus gut. Es ist klein, das Dach ist tief heruntergezogen wie eine Mütze, ein Hutzelhaus, verwin-
kelt, eine hübsche Gaube am Dach, ein Haus für die Träume von der glücklichen Kindheit. Lorenz wohnte damals nicht mehr dort, war längst nach Frankfurt gezogen und arbeitete hoffnungsvoll für die Bundesbank, für die Stärke unserer Deutschen Mark, unserer verlorenen Mark, wie man jetzt wohl sagen muss. Letzte Nacht war Sylvester. Seit heute gibt es den Euro. Ich habe noch nicht ge-
tauscht. Hier oben brauchen wir kein Geld, und ich habe Vorräte für ein paar Wochen. Danach werde ich hinuntergehen zum ›Roten Kreuz‹, mit dem Bus nach Kronberg fahren und das neue Geld in Empfang nehmen. Wenn kein Schnee liegt. Bei Schnee gehe ich nicht mehr den Berg hinunter, dafür sind meine Knochen zu alt.

Lorenz war in jener Nacht bei uns, weil sein Vater im Kranken-
haus lag und seine Mutter nicht mehr allein sein konnte, nicht allein in diesem Haus, auf diesem Berg. Ich sah die beiden beim Abendbrot sitzen, dann ging Lorenz in das Zimmer, das früher sein Kinderzimmer war, und las. Wahrscheinlich las er Akten, Berichte über die Wirtschaft, über den Geldwert, Zahlen, nicht irgendwelche Zahlen, sondern die wichtigsten, die es für uns gibt. Wir haben ja alle Angst vor der Inflation, wir Deutschen. Ich habe zweimal erlebt, wie unser Geld seinen Wert verlor. Nie wieder, heißt es nun, nie wieder. Unsere Besten gingen damals zur Bundes-
bank, Lorenz hatte einen Abiturschnitt von eins Komma null.

Die Erde bebte viermal, bis Lorenz das Licht ausmachte, kleine Ausschläge, weit weg. Ich saß da, dachte nicht viel. Mein Haus ist innen hübsch mit dunklem Holz verkleidet, der Fußboden ist hell bis auf ein paar schwarze Flecken. Mein Vorgänger hier, Professor Manthey, war Meteorologe und hatte versucht, Blitze einzufangen, um ihre Energie zu nutzen. Es kam mehrmals zu kleineren Bränden. Er starb in einer psychiatrischen Klinik. Manchmal glaube ich, dass der Nebel uns hier so oft besucht, weil er auf der Suche ist nach einer Tür zu unserem Kopf, unserer Seele. Mit den Jahren lernt er uns immer besser kennen und irgendwann findet er den Weg in unser Inneres.

Die Primärwelle kam um 22.54 Uhr. Ich sah die Tintennadel zittern, der Strich auf dem Papier zackte aus. Ich nahm mein Lineal und wartete. Die Zeit nach der Primärwelle ist immer die spannendste. Wann kommt die nächste Sekundärwelle? Der Zeitunterschied zeigt an, wie weit das Epizentrum entfernt ist. Fünf Sekunden, sechs Sekunden ... die Nadel zitterte. Es war nahe, das wusste ich schon. Ich maß mit dem Lineal, rechnete, kam auf 170 Kilometer. Ich ermittelte die Koordinaten, ging zur Weltkarte. Südlich von Köln, genauer lässt sich der Ort so schnell nicht bestimmen. Bleibt ruhig, dachte ich, eure Häuser stehen fest, ein bisschen Gewackel, ein kleiner Schrecken in der Nacht, vielleicht hier und dort ein Riss in der Wand. Niemand muss sterben. Als ich wieder am Seismographen saß, trafen die Oberflächenwellen ein. Sie sind die langsamsten, ihr Ausschlag ist oft am größten und zeigt die Magnitude an, die Stärke des Erdbebens. Es war eine Vier, harmlos.

Drei Minuten später klingelte drüben das Telefon. Ich wusste, dass es die Polizei war. Nach einer größeren Erschütterung will die Polizei wissen, ob ein Beben registriert wurde. Denn wenn es kein Beben war, war es eine Bombe. Einmal war es eine Bombe,

gezündet ganz in der Nähe, in Bad Homburg. Damals starb der Chef der Deutschen Bank, ich sah den Ausschlag auf dem Papier.

Als das Telefon klingelte, ging in Lorenz' Zimmer das Licht an. Was für ein schöner Anblick in einer solchen Nacht, ein milchig gelber Schimmer im Nebel, in der Dunkelheit, ein Trost, gerade wir Seismologen brauchen viel Trost.

Der Tod, manchmal der massenhafte Tod, ist unleugbar eine Folge der inneren Unruhe unserer Weltkugel, wenn auch nicht oft, wirklich nicht oft. Es gab gleichwohl schreckliche Nächte für mich, Nächte, in denen ich große Ausschläge auf dem Papier sah, Beben der Stärke sieben oder acht, und ich inständig hoffte, betete, dass ich einen Ort errechnen würde, der weit entfernt lag von menschlichen Ansiedlungen. Wie bedrückt ich war, wenn ich von der Weltkarte zurücktrat und ein Epizentrum in der Türkei errechnet hatte oder in China, in der Nähe von großen Städten, inmitten einer Ansammlung von Dörfern. Auf dem Kleinen Feldberg war es auch in solchen Nächten still, aber ich hörte die Schreie der Verletzten, das Rufen und Heulen der Kinder, hörte das Schweigen der Toten. Zehntausend Tote können sehr laut schweigen, auch auf große Distanz. Niemand weiß das besser als der alte Luis. Ein gelbes Licht hätte mich trösten können, ein bisschen jedenfalls, ein kleiner Widerspruch zur tiefen Einsamkeit und Schwärze solcher Nächte. Aber meist war es dunkel auf dem Berg, und dunkel hier oben ist anders dunkel als unten, als in Kronberg, als in Frankfurt. Dunkel für uns ist Undurchdringlichkeit.

Ich sah Lorenz in die Küche gehen. Er nahm den Hörer auf, sagte wahrscheinlich »Erdbebenwarte« und seinen Namen. Er lauschte. Er sagte ein paar Worte, legte den Hörer neben das Telefon und zog den Mantel über. Dann kam er herüber zu mir. Ende zwanzig war er damals, groß, stattlich, der Haaransatz schon auf dem

Rückzug. Ich empfing ihn an der Tür, bat ihn herein, aber er wollte nur schnell wissen, ob es im Kölner Raum ein Erdbeben gegeben habe. Ich sagte ihm, was mir der Seismograph gemeldet hatte. Er ging wieder nach drüben, nahm den Hörer auf, sprach hinein. Dann legte er auf. Er ließ Leitungswasser in ein Glas laufen, stand an die Spüle gelehnt, trank und wartete. Kurz darauf kam der nächste Anruf. Viele Leute rufen nach einem Beben bei der Auskunft an und fragen, ob es irgendeine Nummer für einen solchen Fall gebe. Dann landen sie bei uns auf dem Kleinen Feldberg. Sie wollen wissen, ob noch mehr Beben kommen, ob sie sich schützen können, ob sie im Haus bleiben oder im Freien warten sollen. Wir beruhigen sie. Wenn es ihnen ein besseres Gefühl gibt, sollen sie nach draußen gehen, aber notwendig ist es nicht. Ihr Leben ist nicht in Gefahr. Dies ist Deutschland, nicht Anatolien, wir hier am westlichen Rand der eurasischen Platte leben auf vergleichsweise festen Gesteinsformationen, nicht auf einer Verwerfung.

Ich sah Lorenz viele Anrufe entgegennehmen. Dann führte er ein Gespräch, das länger dauerte.

*

Er war müde. Er trank ein Glas Wasser. Das Telefon klingelte erneut. Alles Angsthasen, dachte er.

»Kühnholz.«

»Hallo, ist dort die Erdbebenwarte?« Die Stimme einer jungen Frau.

»Ja, hier ist die Erdbebenwarte.«

»Das Haus hat gewackelt, ganz schlimm, ich bin im achten Stock. Ich weiß nicht ...«

»Wo sind Sie?«

»In meiner Wohnung.«

»Ich meine, in welcher Stadt?«

»Köln.«

»Ihnen kann nichts passieren. Es war ein Beben der Stärke vier. Die Häuser halten das aus. Legen Sie sich schlafen. Sie sind in Sicherheit.«

»Ich weiß nicht, ich mache mir Sorgen, das Geschirr ist kaputt, so schlimm war es noch nie.«

»Sind Sie allein?«

»Ja, mein Mann ist ... er ist nicht da.«

»Gehen Sie schlafen, es ist alles ...«

»O Gott, es geht wieder los, Hilfe, das Haus stürzt ein, Gott, es kippt, nein ...!«

»Das Haus kippt nicht, es passiert Ihnen nichts, bleiben Sie ruhig.«

Schweigen.

»Hören Sie, es ist nur ein Nachbeben, es ist gleich vorbei ...«

»Helfen Sie mir, bitte.«

»Es gibt immer Nachbeben, sie sind schwächer als das erste Beben, es ist ganz normal, Ihr Haus hält das aus, wirklich, vertrauen Sie mir. Hallo?«

Er lauschte.

»Hallo? Sind Sie noch da?«

Er lauschte wieder.

»Sie müssen nicht weinen. Es ist alles gut. Vielleicht kommt noch ein Nachbeben, aber es wird sehr schwach sein.«

Er hörte, wie sie sich eine Zigarette anzündete und rauchte, tiefe Züge.

»Die Giraffe ist kaputt.«

»Bitte?«

»Der Hals ist abgebrochen.«

»Was für eine Giraffe?«

»Ich habe eine Giraffe, habe ich mir aus Afrika mitgebracht, über zwei Meter hoch, ganz schmal, aus dunklem Holz. Sie hat einen kleinen Kopf, aber sehr große Ohren. Sie ist eben umgefallen, der Hals ist gebrochen. Es sieht so traurig aus, wie sie da liegt.«

»Kann man das nicht kleben?«

»Weiß nicht.«

»Kann man bestimmt.«

»Ich habe gar keinen Mann.«

Er schwieg.

»Ich rauche auch nicht. Es sind seine Zigaretten.«

»Wessen Zigaretten?«

»Von meinem Mann. Er hat sie hier gelassen. Seit vier Monaten ist er weg. Die Giraffe habe ich mir aus Sambia mitgebracht, ganz billig. Die verkaufen sie am Straßenrand. Erst dachte ich, dass ich sie nicht ins Flugzeug kriege, war aber kein Problem. Tut mir leid, dass ich die Nerven verloren habe, Sie müssen ja denken ...«

»Schon gut. Im achten Stock fühlt es sich bestimmt schlimm an.«

»Aber der Ausblick ist schön. Ganz Köln, der Rhein, der Dom. Was trinken Sie da?«

»Wasser, ich trinke Wasser. Ich hatte schon geschlafen.«

»Ich auch.« Sie lachte leise.

»Wenn Sie mich jetzt sehen könnten ...«

»Was? Was wäre dann?«

»Na ja, ich war schon im Bett.«

Sie schwiegen.

»Und Sie, Sie sind für Erdbeben zuständig?«

»Ich bin bei der Bundesbank ...«

»Ach, die kümmert sich auch um Erdbeben?«

»Irgendwie schon, ja, Sie haben recht.«

Sie lachten. Er trank, sie rauchte.

»Soll ich Ihnen meinen Ausblick beschreiben? Also, hier vorne ist der Rhein, und da spiegeln sich die Lichter drin, und da ist die Deutzer Brücke, die ist aber nicht schön, die Eisenbahnbrücke ist schön, so schön gebogen, aus Eisen, so von früher, wissen Sie. Und dann der Dom, ich mag den Dom, ich dachte immer, dass er da ist, um mich zu beschützen, nicht, weil ich katholisch wäre oder so, sondern weil es der Dom ist und ... ich habe immer noch Angst.«

»Es ist alles in Ordnung, erzählen Sie weiter.«

»Ich ...« Sie kicherte. »... komisch, ich habe ein rostrotes Nachthemd an, aus Seide, und dazu ein Höschen, aber es ist grün, grün passt gar nicht zu rostrot.«

Schweigen.

»Warum hab ich das jetzt gesagt? Hören Sie, es tut mir leid, ich wollte das nicht, wissen Sie, ich habe solche Angst, aber ich weiß nicht, warum ich Ihnen das gesagt habe, ich bin nicht so, ich leg jetzt auf, ich leg auf, tschüs ...«

»Grüne Wäsche tragen vor allem teure Frauen, habe ich gehört.«

»Stimmt bei mir nicht. Ich trage grüne Höschen, weil ... nein, ich leg jetzt auf.«

»Nein, halt, legen Sie nicht auf. Sie sind durcheinander, das ist ganz normal nach einem Erdbeben, alle sind dann durcheinander ... Soll ich Ihnen meine Mutter geben?«

»Ihre Mutter? Sie sind ja süß. Warum sollte ich mit Ihrer Mutter reden?«

Schweigen.

»Ich habe Boxershorts an, rote und weiße Streifen, ein Unterhemd von meinem Vater, gerippt, zwei Löcher unter den Armen.

Ich hatte nichts dabei, und es ist kühl heute Nacht, es ist oft kühl hier oben, auch im Sommer.«

»Wo oben?«

»Auf dem Kleinen Feldberg, da ist die Erdbebenwarte.«

»Ich glaube, es geht wieder los.«

»Es wird ganz schwach sein, glauben Sie mir, es wird immer schwächer. Erzählen Sie mir von sich.«

»Ich heiße Selma.«

»Lorenz.«

»Es wackelt ein bisschen.«

»Was machen Sie, was machst du so?«

»Ich bin Kinderärztin, in einem Krankenhaus, ich habe gerade erst angefangen, vor einer Woche. Es ist anstrengend, aber die Kinder sind lieb, und es ist schön, wenn man ihnen helfen kann ... o Gott, was erzähle ich hier für einen Mist?«

»Ich höre dir gerne zu.«

»Wird es noch ein Nachbeben geben?«

»Kann schon sein, aber es wird nicht schlimm.«

»Die Vorstellung, dass dieser Turm einstürzt, ist so schrecklich, ich meine, er wird mich unter sich begraben, aber wahrscheinlich bin ich schon tot, wenn ich unten ankomme.«

»Der Turm stürzt nicht ein.«

»Warum kümmert sich die Bundesbank um Erdbeben?«

»Mein Vater ist der Hausmeister dieser Erdbebenwarte. Ich bin hier, weil er im Krankenhaus ist, und meine Mutter ist nicht gern allein.«

»Niemand ist gern allein. Was hat dein Vater?«

»Irgendwas am Herzen.«

»Das klingt ja nicht nach Mitgefühl.«

»Es ist schwierig mit ihm, er ist schwierig. Aber ...«

»Was?«

»Weiß nicht. Ich stelle mir vor, dass du langes dunkles Haar hast.«

»Ich habe kurzes dunkles Haar. Und du?«

»Kurzes braunes Haar.«

»Kommt noch ein Nachbeben?«

»Vielleicht.«

»Das hier ist Köln, nicht die Türkei oder China. Warum muss es hier Erdbeben geben?«

»Die afrikanische Platte gleitet nach Norden und schiebt Italien gegen die eurasische Platte. Das sorgt für Druck- und Zugspannungen in der Erdkruste. Im Rheinland kommt es deshalb zu Beben, weil der Boden ...«

Sie pfiff leise durch die Zähne.

»Warum weiß jemand von der Bundesbank solche Sachen?«

»Drüben im Blockhaus lebt der alte Luis, der ist Seismologe und hat mir alles erklärt. Die Erdkruste ist eigentlich aus Granit, aber in der ...«

»Du hast eine schöne Stimme.«

»Du auch.«

»Ich geh hier weg, ich hau ab. Ich will nie wieder in diesem Turm sein, scheiß Idee, hier einzuziehen, scheiß Ausblick, scheiß Köln, scheiß Dom, scheiß afrikanische Platte, scheiß lockerer Boden, scheiß Erdbeben. Kann ich den Aufzug nehmen, oder ist das zu gefährlich?«

»Bleib, wo du bist. Ich bin in anderthalb Stunden bei dir.«

»Was?«

»Wenn ich jetzt losfahre, kann ich in anderthalb Stunden bei dir sein.«

Schweigen.

»Ich fahr jetzt los.«

»Es ist gleich beim Dom, der erste Turm, achter Stock, Schneider.«

»Bis gleich.«

»Bis gleich. Halt, du willst wirklich fahren?«

»Ja.«

Er legte auf. Er ging in sein Zimmer, zog seine Sachen an, Anzug, Krawatte. Er schaute in den Spiegel, nahm die Krawatte wieder ab. Leise verließ er das Haus und ging hinüber zu Luis.

»Ich muss noch mal weg. Kannst du rüberkommen? Es rufen bestimmt noch Leute an, und ich will nicht, dass Mutter allein ist, falls sie aufwacht.«

*

Ich ging rüber, natürlich ging ich, obwohl es mir nicht ganz leicht fiel, meinen Seismographen allein zu lassen. Man weiß ja nie, wann ein Erdbeben kommt. Leider können wir Erdbeben nicht vorhersagen.

Es fällt mir nicht leicht, das einzuräumen. Es ist so bitter, so schwer zu ertragen. Aber ich will nicht klagen. Mein Leben war erfüllt, ein schönes Leben, ich durfte tun, was ich tun wollte. Ich wollte mich mit Erdbeben befassen, das habe ich getan. Aber die Erde, ich muss es so sagen, hat sich mir widersetzt, hat mir verwehrt, was ich ihr seit sechzig Jahren abringen will: einen zuverlässigen Blick auf ihr künftiges Treiben. Als ich, ein junger Geophysiker von gut zwanzig Jahren, 1940 damit anfang, Erdbeben zu erforschen, war mir, war meiner Zunft vollkommen klar, dass wir den Durchbruch erleben würden, dass unsere Generation eine verlässliche Erdbebenvorhersage etablieren kann. Es war nur die Frage, wer von uns den entscheidenden Beitrag leisten und sich damit unsterblich machen würde. Ein Nobelpreis, der eigene Name vor einer Skala, einem Wahrscheinlichkeits-Koeffizienten, etwas

in der Art. Ich hatte Hoffnungen. Ich, Luis Sommerfeldt, wollte Menschenleben retten.

Gestern wurde an der San-Andreas-Verwerfung ein Sommerfeldt-Koeffizient von 14,2 gemessen. Damit ist innerhalb der nächsten 48 Stunden mit einem schweren Erdbeben im Raum San Francisco zu rechnen.

Millionen Menschen verlassen ihre Häuser, fahren aufs Land. Die Erde bebt, und alle überleben. So sahen in jungen Jahren meine Träume aus. Verweht. Wir Seismologen müssen uns vorhalten lassen, dass wir in den vergangenen sechzig Jahren in der entscheidenden Frage keinen Fortschritt gemacht haben. Dabei sah es zwischendurch so aus, vor allem im Jahr 1973, als würden wir es schaffen, aber wir wurden enttäuscht. Die Erde erwies sich auf diesem Gebiet als widerspenstig, als undurchschaubar. Welche Fortschritte hat es in sechzig Jahren in anderen Disziplinen der Wissenschaft gegeben! Der Gencode ist entschlüsselt, Tuberkulose heilbar, ein Telefon so groß wie eine Zigarettenschachtel. Nicht, dass wir nichts geleistet hätten. Wir kennen das Innere der Erde sehr gut, auch dank, ich darf es wohl sagen, bescheidener Beiträge von mir. Aber das, was die Menschheit wirklich von uns wissen will, können wir nicht sagen: Wann, wo und in welcher Stärke wird die Erde als Nächstes beben? Der nächste Ausschlag auf dem Seismographen ist noch immer eine Überraschung, genau wie vor sechzig Jahren. Damals wurde das Papier mit einer Petroleumlampe berußt, und eine Nadel kratzte die Amplituden in die schwarze Rußschicht. Es roch immer ein bisschen verbrannt. Jetzt habe ich einen schönen Tintenstrahldrucker. Ich könnte auch vor einem Bildschirm sitzen, die Daten werden digitalisiert. Aber der Drucker und das Endlospapier gefallen mir besser. Ich bin ein wenig altmodisch, was man mit 82 ja wohl sein darf.